

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

119 (23.5.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 21

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 119

Nr. 21

Samstag, den 23. Mai

1931

Dionysos

Von Prof. Dr. Johannes Leipold, Universität Leipzig

Dionysos war, nach Anweisung der Denkmäler, der bekannteste und beliebteste Gott der alten Mittelmeerwelt. In Kleinasien heimisch, kam er über Thrakien nach Griechenland, etwa zu der Zeit, da die jüngsten Teile der homerischen Gedichte entstanden. Von Griechenland aus gelangte er überallhin, wo griechisch geredet wurde; Missionare, die Pythia in Delphi, die antedende Kraft des dionysischen Gottesdienstes, sorgten für die Verbreitung.

Dionysos ist ursprünglich ein Allgott; die ganze Natur ist sein Machtbereich. Erst nachträglich wird er in den Augen des Volkes der Sondergott des Weines. Weil er ein Allgott ist, gilt er als Helfer der Menschen in aller Not, auch als Verbürger der Unsterblichkeit.

Dionysos' Art und die Frömmigkeit seiner Verehrer lernt man am besten in den dionysischen Geheimfeiern (Mysterien) kennen. Wir haben über sie, obwohl für die Teilnehmer ein strenges Schweigegebot bestand, gute Quellen, bessere jedenfalls als für die Geheimfeiern von Eleusis und Samothrake. Zunächst, aus dem Ende des fünften vordringlichen Jahrhunderts, ein Trauerspiel des Euripides: die Bakchai. Der Dichter erweist sich nicht nur als ein genauer Kenner, sondern auch als unbefangener und unparteiischer Berichtserstatter. Mehr als zwei Jahrhunderte später gab es in Rom eine Verfolgung der Dionysosdiener: eine Frau, die einst selbst zur Gemeinde des Gottes gehört hatte, spielte die Verräterin; so kann Livius, der uns darüber berichtet, das Geheimste offenbaren. Dazu kommt, in der Zeit um die Wende unserer Zeitrechnung, eine Reihe von Denkmälern; besonders der wunderschöne Bildbrunnen der Villa Ippolito bei Pompeji.

Wenig bezeichnend für Dionysos ist die Einweihung derer, die an den Geheimfeiern teilnehmen wollen. Diese Einweihung scheint im allgemeinen nach dem Vorbilde von Eleusis nachträglich geschaffen zu sein: es wird getauft; man bedient sich einer Getreidezwinge; man erhüllt den Neuling usw.

Aber das ganze Wesen des Gottes erhellt aus den Feiern der Eingeweihten, Feiern, die sich allem Anscheine nach oft wiederholen. Hier ist alles darauf abgesehen, den normalen Bewußtseinszustand der Teilnehmer zu beseitigen. Sie sollen in Verzückung geraten, sich von dem Gotte befreit glauben, sollen darin das höchste Glück erleben und zugleich in ihrer Ekstase ein Unterpfand dafür sehen, daß sie nach ihrem Tode vergottet werden. Die Mittel, mit denen man die Verzückung erzwingt, sind die folgenden. Man versammelt sich nachts im Freien, möglichst im Walde. Man kostümiert sich als das göttliche Gefolge des Dionysos: die Frauen als Mainaden (Bakchai), die Männer als Satyrn, Seilene, Pane. Man tanzt wild, zwar in durchaus schönen Formen, aber doch nicht ohne exzentrische Bewegungen: die Arme werden hochgeworfen, der Kopf fällt zurück oder auf die Brust. Eine wilde Musik begleitet den Tanz, und mit Thyrsosstäben schlägt man den Takt. Hilft das alles noch nicht zur Verzückung, so muß der Wein nachhelfen und das Bewußtsein des Alltags auslöschen.

Die Folge der Feiern ist natürlich Abspannung oder, im ungünstigsten Falle, Narkose. Dennoch hat die dionysische Frömmigkeit eine gewisse sittliche Bedeutung, vor allem in folgendem. Dionysos ergreift und macht besessen, wen er will. Vor ihm sind alle Menschen gleich: Griechen und Barbaren (man erinnert sich ja auch deutlich, daß der Gott aus dem Barbarenlande nach Hellas

kam), Reiche und Arme (über dem Weine vergißt der Arme seine Sorgen), Alte und Junge (unmündige Kinder vollziehen für Dionysos Priesterdienste), Männer und Frauen (eine ganze Frauenbewegung schließt sich an Dionysos an; selbst Dirnen begnadigt er), Freie und Sklaven (zu der Dionysosgemeinde von Tusculum, deren Bestand wir genauer kennen, gehören eine Menge Sklaven). Auch sonst mühen sich die dionysischen Gemeinden um die rechte Sittlichkeit. In A. werden Statuten aufgestellt, die darauf Rücksicht nehmen: die Neueintretenden werden geprüft, und für die Mitglieder wird eine Art Buhdisziplin geschaffen (Inschrift der attischen Sokratheoi aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert). Es ist durchaus ungläubhaft, wenn man den Dionysosdienern gelegentlich grobe Unsitlichkeit vorwirft: mit solcher Verleumdung pflügt man von jeher neue und neuartige Erscheinungen zu bekämpfen (Epistureer, Juden, Christen sind diesem Schicksal nicht entgangen).

Zimmerhin dürfte auf dem Gebiete der Sittlichkeit die Schranke des Dionysosdienstes vorliegen. Die hier gepflegte Frömmigkeit sucht mit allen Mitteln die Verzückung, wird also notwendigerweise zu frommer Technik. Von hier den Weg zum Alltag zu finden, d. h. von dieser Frömmigkeit kräftige Motive zum Tun des Guten zu erwarten, ist nicht einfach. Hier scheitert denn Dionysos. Grundsätzlich sind ihm alle Menschen gleich. Aber es fehlt der Versuch, die Gleichberechtigung aller auch im Leben durchzusetzen — und doch hätte es Elemente genug im griechisch-römischen Leben gegeben, an die man hätte anknüpfen können; von Pythagoras an, in dessen Schule der Satz geprägt wurde: „Den Fremden ist alles gemeinsam“.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung waren Dionysosreligion und Christentum sozusagen Wettbewerber auf dem Missionsgebiete. Vor allem das Johannesevangelium scheint zu zeigen, daß die Christen beweisen wollten, wie überlegen Jesus dem Dionysos ist (vor allem 15, 1 ff.: Jesus der Weinstock). Im Leben zeigte sich die Überlegenheit des Christentums vor allem darin, daß es die Gleichheit der Menschen vor Gott nicht nur behauptete. Durch aufopfernde Liebestätigkeit suchte es vielmehr diese Gleichheit zu verwirklichen, soweit sie verwirklicht werden konnte.

Rudolf Pannwitz

Zum 50. Geburtstag am 27. Mai

Von Will Scheller

„Ich habe ein fortwährendes geistiges und nicht nur geistiges Drama erlebt und unter dionysischen Revolutionen einen apollinischen Kosmos hervorgebracht, in dem alles Raum und Sinn hat.“ Dieses stolze Wort aus dem aufschlußreichen „Grunderlebnis einer Geschichte meiner Kultur“ von Rudolf Pannwitz ist eine Äußerung von der Art, die nur in tiefer Einsamkeit des Geistes möglich und verständlich scheint. Es ist dieses Wort, wie ein Schlaglicht, das auf das Dasein eines Menschen fällt, eines Mannes, der, schon in der Jugend, von einer „Leidenschaft fürs göttliche All“ ergriffen und von einer außerirdischen „Sehnsucht, die Menschheit ganz in Ordnung zu bringen“, nur von Wenigen gehört und von noch Wenigeren verstanden wird, weil der „Kosmos“, den er „hervorgebracht“, weil die „Welt“, die er „geschaffen“ hat, von dem All und der Welt, die gemeinhin als Wirklichkeit angesehen werden, wie durch einen breiten, unwegbaren Gürtel einer Felsenwildnis abgetrennt ist.

Das Werk von Rudolf Pannwitz, bislang nur in Einzelteilen, bruchstückweise (durch Hans Carl, Feldafing bei München) veröffentlicht, bietet selbst in dieser seiner unvollständigen Erscheinung das Bild einer schier unübersehbaren Vielfalt geistiger Gestaltungen, die, im einzelnen der Einordnung in herkömmliche literarische Gattungen sich entziehend, im Ganzen, keinen Stillstand kennend, in einem wuchernden Wachstum sich befindet, das als eine fortwährende Umschichtung und Weiterbildung zu erkennen ist. Dieser äußeren Mannigfaltigkeit und Bewegung entspricht eine innere Unbegrenzbarkeit in stofflicher und formaler Beziehung, ein Durcheinanderfließen dichterischer und denkerischer Elemente, demgegenüber die vom Verfasser selbst vorgenommene Unterscheidung in Gedankenwerk und Dichtung letzten Endes unzulänglich bleiben muß. Da Pannwitz überdies die „Wiederherstellung der Sprache“ als eine Aufgabe ansieht, die „den Bau von Städten, Tempeln und Pyramiden“ übertrifft, mithin „kentaurosch“ um eigenen Ausdruck ringt, ist es erklärlich, daß die aus alledem folgende „Dunkelheit“ der sprachlichen Form vielfach so sehr überwiegt, daß es einer besonderen und keineswegs üblichen Eingabe bedarf, um dem nahezukommen, was Pannwitz in seinen Werken sagen will.

Es verhält sich aber nicht so, daß diese sprachliche „Dunkelheit“, die wesentlich in einem Zurückgehen auf die Wortwurzeln, nicht weniger aber auch in der Selbsthingabe des Dichters und Denkers an ein geistiges Schauen und nicht zuletzt darin begründet ist, daß schließlich sein gesamtes Schaffen aus einsamem Selbstgespräch besteht — „das Wort ist der Widerhall der Dinge in dem Licht einer inneren Sonne“ — es verhält sich nicht so, daß diese Dunkelheit ausschließlich herrscht. Pannwitz vermag überaus klar zu reden, neben orphisch über die Grenzen der Sagbarkeit schwebenden Sätzen, neben Verkündigungen auch, die mitunter wie alte Gedanken in neuer, nur veränderter, verkrampfter Form wirken, finden sich Äußerungen von hinreißender Bildhaftigkeit, von bezwingendem Scharfsinn, ja, von geradezu praktischer Lebensweisheit. Wie so die Werke in sich selbst ein Gemisch von Dunkel, Dämmerung und Licht sind, erstmaligem Lesen als ein Wechsel von Strecken pathetisch-leerem Wortschwall mit solchen geistiger Fülle und Naturhaftigkeit sich darbietend, bilden sie auch untereinander Verschiedenheiten solcher Art; einige, wie etwa „Kosmos theos“, der, von einer neuen, schwer erklärbaren Auffassung der Musik ausgehend, eine Synthese dionysischer und apollinischer Denkbilder und eine Neuordnung kosmischer Ausblicke im Sinne des Dynamischen anstrebt, sind dazu verurteilt, vorderhand Bücher mit sieben Siegeln zu bleiben, während andre, wie etwa „Die Krisis der europäischen Kultur“, die dem sogenannten Untergang des Abendlandes das Bild eines anderen Europa entgegenstellt, trotz unsystematischer Fassung sich als leicht zugänglich erweisen und den Lesenden auf die Welt vorbereiten, die Rudolf Pannwitz in anderen Werken rein dichterisch zu gestalten verucht hat.

Worauf es ihm ankommt, um was es in diesem „einsamen Schaffen eines fremdgearteten Menschen“, wie er selbst es einmal genannt hat, geht, das ist nichts anderes als eine neue europäische Kultur. Dabei ist er „auf nichts weniger bedacht, als eine verführte Gesellschaft mit Takthandlungen umzupflügen“, also nicht auf äußere Revolutionen. Sein „postmodernes Lebenswerk“ bezweckt „eine innerliche Verwandlung des Menschen selbst“, seine „Weisheit ist Wissen, das aus Wandel folgt“. von einer

Münchner Kaleidoskop

Von Erik Schöber

„Dram schließe ich zuweilen die Augen und denke an München.“

Da wäre ich nun wieder einmal in der geliebten Stadt! Zwei Jahre verbrachte ich dort in meiner Jugend, um an der Kreisrealschule die beiden letzten Kurse zu besuchen. Ich absolvierte damals „mit Glanz“. Der Schwabe hatte es bei seinen Mitschülern nicht ganz leicht. Er wurde seiner schwäbischen Aussprache wegen im Anfang genug gehänselt. Erst diesmal entdeckte ich, welche guten, geschlossenen Komplex heute die Schule mit der anschließenden Damentischkirche bildet. Ich hatte noch gar nicht gesehen, daß an dem Bau selbst die Portale mit dem großen Wappen darüber zwar etwas groß, aber doch reich und geschmackvoll gestaltet sind. Wo hatte ich nur die Augen? Heute möchte ich sagen, daß mich Münchens Weite betäubt. Keine Stadt kenne ich mit so zahlreichen Fontainen. Ihre Bekrönung, der Bildbrunnen-Drummen am Karlsplatz. Märchenhaft. Eine Stadt, der die Nacht noch heilig ist.

Wohl gibt es auch in München die am Abend erleuchteten Schaufenster, aber die knallige Lichtreflexe fehlt. Ich habe, nebenbei bemerkt, in der Dienstadt in ausgezeichnet beleuchteten Schaufenstern die geradezu vorbildliche, geschmackvolle Auslage eines Kolonialwarengeschäftes gesehen. So überaus geschmackvoll und von starker Wirkung, daß ich schon um dieser Fenster willen jedem Fachmann dieser Branche die Besichtigung empfehlen möchte. Damals in der Tagen der Jugend war mein Auge darauf gerichtet, ob beim Vater er oder sie im Laden stand. Bei ihr war das Stück Schwarzrot, um 3 Pfennige nämlich, schließlich größer als bei ihm. Es wurde frisch vom Brotlaib abgeschnitten. Alles was ich geworden bin, verdanke ich in erster

Linie der ausgezeichneten Schule bzw. den damaligen Lehrern. Ihr Andenken sei daher segnet. Damals hatte München kaum mehr als 200 000 Einwohner. Das Martal war noch eine Idylle, die heute, bis Grünwald wenigstens, ziemlich zerstört ist. Sautt doch die Trambahn durch dieses Gelände, zerschneiden Straßen und Wege jetzt die damals stillen Wälder, hat sich die stürmische Natur eine Wäldigung gefallen lassen müssen, die ihr schlecht zu Gesicht steht. Und doch: „Die Idylle ist tot. Es lebe die Idylle!“ In Gesselsheim grüßte mich an der Straßeneigung der Holzau, eines anmutigen Kirchleins. Rot gestrichen, davor eine Vorhalle mit grünem Dach, frisch und fromm, zwischen dem Straßeneck gelegen, davor ein kleiner Lannenhain mit einer alten Säule, die eine goldene Krone trägt. Ich dachte zuerst an ein Kottschlein irgendeiner Sekte. Die Aufschrift kündigt aber:

Zum Franziskus-Jubiläum 1926, 100 Jahre nach dem Tode des Vaters der Armen, erbaut ein Münchner Franziskaner dieses Kirchlein arbeitsmüden Großstadtleuten zur Erquickung der Seele.

Das Werk lobt den Meister, den frommen Klosterbruder und den guten Menschen. Ich muß unwillkürlich daran denken, wie sonst der Ehrgeiz auf die Erbauung gewaltiger Gotteshäuser gerichtet ist, die wie dräuende Burgen in unsere schwere Zeit hineinsehen. Dieses bescheidene hölzerne Kirchlein stimmt nachdenklich. Ganz nahe befindet sich eine kleinere anmutige Parochkapelle. Das Türmchen mit Zwiebeldach. Alte und neue Zeit glücklich vereint, ein Eindruck, der sich beim Besuch der Schatzkammer wiederholt. Im Erdgeschoss die guten Kopien der alten Meister. In den oberen Sälen ganz besonders die Romantiker, aber auch Feuerbach und Böcklin in ausgezeichnete Anordnung

und Verteilung. Wir haben an der Originalität um jeden Preis und an den Gewalttätigkeiten der Malerei und der Plastik genug. Wir sind etwas misstrauisch gegen das Neue geworden. „Schauen Sie sich den Dreck nicht an, den habe ich vor drei Jahren gemacht!“ Solche Anekdote geht uns etwas zu geschwind. So üben Spitzweg und Schwind, wie überhaupt die Romantiker, auf uns heute wieder starken Eindruck aus. Kein Wunder, wenn sie, wie hier in der Schatz-Galerie, in ihren besten Werken vertreten sind.

In der Michaelskirche hörte ich J. Haydn's Heiligmesse mit Oboester. Ich begrüße es, daß gute Kirchenmusik in München immer noch bestehen kann. Es wird doch so sein, daß die Kunst in katholischer Gegend und katholischer Stadt besonders gedeihen kann, denn dort hat sie noch etwas mit dem Volk und seinem Alltag zu tun. Das macht sich in Oberbayern und im katholischen Schwaben auch immer bemerkbar. Freilich den fürchterlichen Devotionalen-Schund sieht man auch in München. Umsonst also das gute Beispiel an Beuroner Mönchen und des „Ars-sacra“-Verlags! Was übrigens beim Hochamt in der Michaelskirche ebenfalls wohlthuend auffällt, ist die ruhige, feierliche und gemessene Bewegung der Geistlichen und Ministranten beim Altardienst. Auch die Verneigungen erfolgen durchaus rühmlich. Voraus stets der Kirchenbiener in blauer Uniform mit Silbersternen, den Stab in der Hand, wie er sich von der monarchischen Zeit der republikanische Zeit hinübergereitet hat. Ich entfinne mich dabei eines Requiem's, das anlässlich des Todestages von König Ludwig II. in dieser Kirche gehalten worden ist. Es mag wohl schon zwei Jahrzehnte her sein. Königlich Beamte hatten sich ziemlich zahlreich eingefunden, aber ihre Haltung erlähmte mich detartig gelangweilt und so abseits jedes frommen Gedankens oder gar Gebetes, daß ich mir dachte: „Armer König, wenn Du auf das Gebet Deiner damaligen Diener angewiesen sein solltest!“

